Der Mensch und sein Dämon

Autor(en): **Wohlwend, Hans**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **20 (1916)**

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-574167

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Der Menſch und ſein Dämon

Ein Selbſtgeſpräch in der Form eines Dialogs von Hans Wohlwend, Zürich.

Der Menſch:

Vom breiten Weg der Selbſtzufriedenheit
Bin weit ich abgewichen in die Einſamkeit,
Mit wundem Fuß, von Dorn und Stein zerriſſen,
Doch tief im Innern ſeltne Heiterkeit.

Hier kann ich mit ihm ernſte Zwieſprach tauſchen
Und ſeiner leiſen Mahnerſtimme lauſchen,
Die mir im Alltag ungehört verhallt —
Schon hör' ich fernher ſeiner Flügel Rauſchen,

Und freier fühl' ich weiten ſich die Bruſt:
Nun wird mir Antwort. Neue Daſeinsluſt
Und neue Kräfte fühl' ich heiß ſich regen,
Und eines neuen Frühlings duftig Bluſt

Erfüllt mit ſeinem jugendſtarken Hauch
Die müde Seele, die aus Dunſt und Rauch
Zum reinen Tag geſtiegen, Schwingen breitet
Und ſich befreien will vom engen Brauch

Der Allzuvielen, die im Ring der Pflichten,
Der ſelbſtgeſchaffnen, dumpfen Dienſt verrichten
Und ſo ſich endlos quälen, ſtumpf und müd,
Und wiſſen nicht, daß ſie ihr Selbſt vernichten.

Der Dämon:

Willkommen, Freund, willkomm', du weilteſt lang
Und fandeſt ſpät den Weg zu dieſem Hang,
Den ſie den „Berg der Selbſtbeſinnung" nennen.
Kommſt du auch ſpät, geprieſen ſei der Drang,

Der dich zu deinem beſſern Teil geleitet,
Der über dir nun ſeine Schwingen breitet
Und deſſen Stimme lang dein Ohr verſchloſſen,
Sodaß dir Leid und Irren war bereitet.

Der Menſch:

Ja, Leid und Irren hab ich viel gekannt,
In manchen toten Winkel mich verrannt,
Und nie hab' ich das Zauberwort gefunden,
Das mir den Frieden in die Seele bannt;

Und über dieſes komm' ich nicht hinweg:
Der Eine geht im Schlafe ſeinen Weg,
Dieweil der Andre ſtändig irren muß
Und oftmals findet weder Weg noch Steg.

Der Dämon:

Du haſt gegrübelt ohne Unterlaß —
Nun ja, das Grübeln machte dir wohl Spaß;
Doch ſag' mir, Freund, was haſt du denn gewonnen?
Dein Beutel leer und deine Füße — naß.

Der Menſch:

Ein Hauch ſind wir im großen Zeitgewühl;
Doch blicken gläubig wir nach einem Ziel

Und hoffen bis in alle Ewigkeit;
Denn unſer Hoffen iſt uns Troſt und Spiel.

Der Dämon:

Der Menſchen Hoffnung baut ſich goldne Brücken
Aus Glaubensſätzen, um auf deren Rücken
Einſt nach dem Tod ins Paradies zu ziehn.
So greift der Lahme blind nach allen Krücken;

Denn, was ihr hofft, das glaubet ihr auch gern:
Da wird ein Irrlicht ſelbſt zum fernen Stern,
Der euch den dunkeln Pfad erhellen mag,
Dem blind ihr folget; denn ihr folget — gern.

Warum denn hoffen auf ein künftig Leben,
Wenn kaum ihr waget, dem ſein Recht zu geben,
Das euer iſt und niemals wiederkehrt —
Warum denn immer in die Ferne ſtreben?

Die Ferne, ach, im Raum wie in der Zeit,
Iſt überſtrahlt von ſeltner Herrlichkeit:
Ihr blicket ſtets nach vorwärts und zurück
Und täuſchet euch mit falſcher Seligkeit.

Wie manchmal ſaßeſt du bis Mitternacht
Und hielteſt über Büchern treue Wacht
Und hoffteſt Heil in jedem Wort zu finden,
Das Andre ſchrieben, die vor dir gedacht.

Dein Finger über all die Blätter fuhr,
Du folgteſt gläubig alter Weisheit Spur;
Doch ſag', mein Freund, was blieb dir denn von allem?
Auch wieder Worte — nichts als Worte nur!

Denk an die Sphinx, die dort im Sande ruht,
Die reglos ſtarrt in ferne Sonnenglut
Und ſieht doch nichts: ihr Rätſelblick — ein Trug;
Denn ſie iſt Stein und nicht von Fleiſch und Blut,

Ein Zeichen iſt ſie, wie euch oft genarrt
Der alte Wahn, auf dem ihr ſtets beharrt —
Die Menſchen ſchufen ſie ſich ſelbſt zum Hohn:
„Erkenntnistraum, der blind ins Leere ſtarrt."

Doch die ſie ſchufen, die ihr Bild empfangen
In heil'ger Stunde, ſind dahingegangen,
Wo auch du geheſt, wenn dein Licht erloſch
Und dich die Nacht in ihrem Netz gefangen.

Der Menſch:

Omar Khayyam ſingt Liebe uns und Wein
Und winkt in ſeinen Garten uns hinein,
Wo Houris lächeln und die Roſe blüht —
Und ſind bei beiden wir doch ſtets — allein!

Was ſoll ein Leben, das ich nur ertrage,
Wenn ich's vergeſſe und die alte Klage
In Wein erſticken muß und heißen Küſſen
Und ſo des Strebens Ernſt im Spiel verjage!?

Doch taugt auch all mein Streben hier nicht viel,
Zerfließt vor meinem Blick das letzte Ziel

Wie gelber Sand, der durch die Finger rinnt,
So iſt vielleicht der letzte Zweck — dies Spiel!

Der Dämon:

Wie, wenn von außen dir kein Heil beſchert,
Wenn jenes Ziel, nach dem du ſtets begehrt,
In dir nun läge, daß du's höher trägſt?
Wär' ſolcher Inhalt nicht des Daſeins wert?

Wie, wenn das Leben nun zu dir hinauf
Aus Unbewußtem drängte ſtumm herauf,
Daß du vollendeſt, was es blind begonnen,
Und dies das Ziel im langen Zickzacklauf?

Natur biſt du, o Menſch! In deiner Bruſt
Lebt, was vom Dunkel an das Licht gemußt,
Aus deinen Augen ſtrahlt es ſelbſt ſich an,
In deinem Hirn wird es ſich ſelbſt bewußt.

Ein ſtändig Taſten iſt dein Suchen noch,
Ein irrend Taſten — Streben iſt es doch,
Das deinem Leben Sinn und Zweck verleiht.
Was zögerſt du, und warum träumſt du noch?

Ein Fünklein biſt du nur vom großen Licht,
Das aus Millionen Menſchenaugen bricht,
Und alle ſuchen ſie das gleiche Ziel.
Geh auch du vorwärts und verzweifle nicht

Und nütz' die Spanne, nütz' die karge Zeit,
Die eingeklemmt iſt zwiſchen Ewigkeit
Und Ewigkeit, die vor und hinter dir
Sich brandend ſchließet über Luſt und Leid.

Der Menſch:

Erlöſer, Dämon, Freund, hab' heißen Dank:
Den ich geahnt, gefunden iſt der Rank,
Und unſer Heil, in uns nur liegt's allein,
Die allzulang an falſcher Hoffnung krank.

Einſt wünſchte ich, es möchte all mein Leid
Von meiner Seele wie ein altes Kleid
Herniedergleiten und wie Dunſt verwehn —
Nun aber ſcheint es mir ein rar Geſchmeid,

Das meinem Leben erſt den Adel leiht
Und feſter noch als alle Seligkeit
Mit aller Weſen Schickſal mich verbindet
Und ſo mich in den Ring der Brüder reiht,

Die hier gleich mir im Staube gehen müſſen,
In Zorn und Sehnſucht ſich verzehren müſſen,
Bis ſie erkennen, daß ſie einſam ſind
Und einſam ihren Frieden ſuchen müſſen.

Der Dämon:

Ja, geh und kämpfe als ein guter Held
Auf dieſem dornenreichen Schlachtenfeld,
Das ſie die „Welt" und auch das „Leben" nennen
Und wo der biedre Bürger zahlt mit Geld.

Du aber ſollſt mit deinem Blute zahlen,
Mit dem, was du erkannt in tauſend Qualen;
Denn jeder prägt die Münze, die ihm eigen —
Mit ihrem Golde laß die Andern prahlen!

Vor allem aber ſollſt du dieſes wiſſen:
Nie wirſt du ruhen mehr auf weichen Kiſſen,
Kein trauter Arm wird liebend dich umfangen:
Denn alle Weggefährten ſollſt du miſſen!

Am Abgrund wandelnd, ſeiner ſtets bewußt,
Geh du den Weg, den du von je gemußt —
Kein Oben und kein Unten ſei dir fremd,
Und ſei kein Grau'n, von dem du nicht gewußt,

Und keine Tiefe, die du nicht ermeſſen,
Kein Weh, kein Zweifel, die du nicht beſeſſen,
Bis du den ſteilen Berg des Friedens findeſt,
Wo du verzeihen lerneſt und vergeſſen.

Das Leid, das du am eignen Leib verſpürt,
Hat erſt dein Herz für fremdes Leid gerührt:
Nun weißt du: All mein Leid iſt Menſchenleid —
Das Leid iſt nichts, das nicht zum Mit-Leid führt;

Denn Mit-Leid iſt der Schlüſſel, der von je
Der Güte Quell erſchloß, die alles Weh
Mit lächelndem Verſtehn umfangen lehrt
Und dir die Seele ſtählt gen eignes Weh.

Doch allem falſchen Mitleid ſollſt du wehren
Und nicht unnötig deine Laſt vermehren;
Denn Güte, ſo verſchwendet, würde Gift
Und alſo unnütz deine Kraft verzehren.

Wie edler Stahl ſoll deine Seele ſein,
Wie edler Stahl von aller Schwachheit rein,
So hart und treu in Liebe und im Haß:
Ein feſtes „Ja!" und meiſt ein tapfres „Nein!"

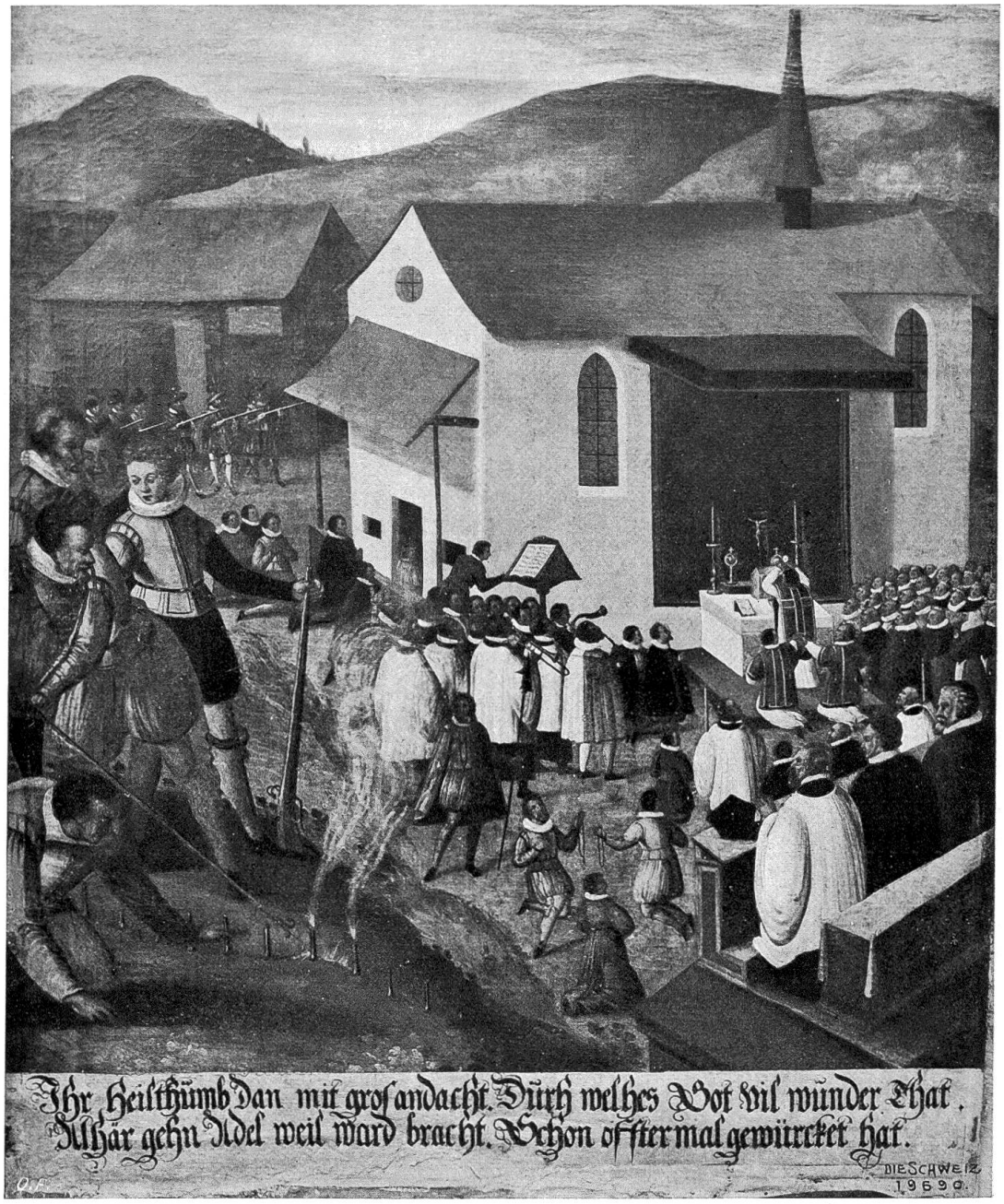
So ſollſt nach innen du dich ganz vollenden,
Auf daß du geben kannſt mit vollen Händen,
Ein Leidbeſchwörer und ein Freudenbringer,
Den alle ſegnen, weil er weiß zu ſpenden.

Doch nicht nach Dank und Ehren ſollſt du ſchielen,
Nach Ruhmestiteln, um damit zu ſpielen
Und dich in ihrem blinden Glanz zu ſonnen —
Das überlaſſe froh den Allzuvielen;

Denn wiſſe: Keiner kann zwei Leben leben,
Kann frei ſein wollen und nach Dingen ſtreben,
Die außer ihm und die von Andern kommen:
Der Dank, das Glück, die Ehre liegt im Geben.

So halte treulich deine Kraft zuſammen
Und ſchüre deines Herzens heil'ge Flammen,
Auf daß ſie deiner Hände Arbeit ſegnen
Und aller Furcht und Not den Weg verrammen.

Schau nicht zurück und auch nach ſeitwärts nicht,
Sei ſelbſt dir Zweck und Ziel, tu' deine Pflicht



Darstellung aus der Legende von St. Einbet.
Letztes Bild einer Serie von zwölf (1634 gestifteten) Tafeln
in der St. Einbet-Kapelle in Adelwil, Kt. Luzern.

Und laß die Weltverächter Zeter schrei'n,
Wenn einst der Tod hält über sie Gericht —

Der Tod, der alles Lebens Krone ist,
Zu allen kommt und keinen je vergißt,
Der reife Frucht und taube Nüsse fällt
Und aller Rätsel letzter Schlüssel ist.

Der Tod, der einst erschließt das dunkle Tor,
An das du fruchtlos klopftest und davor
Die Hoffnung und die Furcht umschlungen stehn,
Bis letztes Wissen strahlt aus ihm hervor.

Maria Goswina v. Berlepsch

(25. September 1845 bis 9. April 1916).

(Schluß).

In dem Musen- und Hofratsheim, Colloredostraße 13, Wien XVIII, strahlte der „Glückschein des Elternhauses" für unsere Dichterin noch wonniglich fort, als sie in die Jahre eingetreten war, von denen der Psalmist sagt: „Sie gefallen mir nicht". Die Daseinsfreude auf dieser „lieben Erde" wurde eher verstärkt als gemindert. Gegen Weihnachten 1905 schrieb Reinhold Rüegg in der Züricher Post: „Von der Stadt Zürich ward Fräulein G. von Berlepsch unlängst das Bürgerrecht verehrt, und nun wand sie zum Danke einen Novellenkranz (‚An Sonnengeländen', Schweizernovellen *), der ungleich mehr wert als das Dokument ist." Wir möchten indes bezweifeln, daß Fräulein Goswina diesen Satz gebilligt hat, jedenfalls aber den folgenden: „Ihr Zürich wird Fräulein von Berlepsch nie vergessen; manchmal ist's, sie schreibe sich das Heimweh von der Seele."

Die in demselben Jahr erschienene tragische Erzählung „Mutter", die auch in die „Sammlung billiger Volksschriften" aufgenommen wurde, verdankt ihre Entstehung offenbar einer tiefgründigen geistigen Verarbeitung des Schicksals von Gottfried Kellers Mutter und Schwester.

In dem Roman „Befreiung", der im Jahr 1907 erschien, schrieb sich die Verfasserin offenbar wieder „etwas vom Herzen", das schon längere Zeit herzpressend auf Befreiung harrte, darum der Titel. Sie schildert darin den Werdegang einer Tochter, die durch den Tod des Vaters vor die Alternative gestellt ist, ihren Lebensunterhalt selbständig zu erwerben oder die Unterstützung naher Verwandter anzunehmen. Sie ist zu stolz, das letztere zu tun, und greift deswegen zur Feder. Es werden uns in der „Befreiung" zugleich die Licht- und Schattenseiten der schriftstellernden Weiblichkeit einer Großstadt vor Augen geführt, wobei natürlich die Schattenseiten (Zigaretten- und Zigarrenrauchen u. dgl. m.) unsereinen nicht besonders anmuten, was der Autorin auch ganz offenherzig gesagt wurde. Da kam die Antwort: „Für Ihren freundlichen Brief herzlichen Dank! Von Uebelnehmen Ihrer Kritik keine Spur. Mich interessiert jede Kritik, die von eigener und gerechter Anschauung ausgeht. Es tut mir nur leid, daß Ihnen der Maler und der Hafner dazwischen kommen mußten; ich hätte Sie ganz gerne noch mehr brummen gehört. Auch aus dem Brummen kann man lernen! Hier in Wien ist man der Ansicht, daß dies Buch meine beste Arbeit sei. Sehen Sie, so verschieden wird ein und dasselbe gelesen."

Nach einem längern Aufenthalt im Tirol machte Fräulein v. Berlepsch einen Abstecher in die alte Heimat und besuchte in hoffnungsfreudiger Stimmung ihre nunmehrige Vaterstadt; aber sie erlebte dabei manche Enttäuschung: der Himmel sandte fortwährend kalte Regengüsse auf die „liebe Erde"; die Fremdenpension, die ihr von einer Freundin empfohlen worden war, entsprach keineswegs den Wünschen der etwas verwöhnten Wienerdame, und ihr Begleiter war ein durch Arbeit, körperliche und seelische Leiden sowie durch das

*) Zürich, Art. Institut Orell Füßli.